

Der Beitrag von *Werner Maly* (Mitglied des Vorstands der Siemens AG) steht gewissermaßen quer zu den anderen Beiträgen. Maly liefert interessante Informationen zur Internationalisierung aus der Perspektive eines *global players*, zu den unternehmerischen Handlungsstrategien und den höchst anspruchsvollen interkontinentalen und intertemporären Koordinations- und Planungsproblemen. Er verdeutlicht – wohl eher ungewollt – aber auch die trotz eindrucksvoller Unternehmensgröße relativ engen Grenzen einzelwirtschaftlicher Rationalität. Ich habe den Beitrag auch deshalb mit Vergnügen gelesen.

Winfried Schmähl leitet den Band ein, *Herbert Rische* faßt am Ende zusammen. Über die übliche „Handreichungsfunktion“ von Einleitungen und Zusammenfassungen hinaus sind hier zwei Argumente erwähnenswert, deren Zusammenhang in Zukunft noch deutlicher gemacht werden könnte. Schmähl forciert eingangs das Argument vom ökonomischen Nutzen der Sozialpolitik, um der einseitigen Sicht auf Sozialpolitik als Kostenfaktor entgegenzuwirken. *Rische* bietet abschließend überzeugende Argumente gegen die Umstellung der Alterssicherung auf das Kapitalneckungsverfahren und verdeutlicht damit zugleich die ökonomischen Vorteile des Umlageverfahrens als Finanzierungsmechanismus der Alterssicherung.

Was bleibt zu kritisieren? Einige Schaubilder sind schwer zu lesen. Der Band ist sehr teuer.

Georg Vobruba

Werner Meißner, China zwischen nationalem „Sonderweg“ und universaler Modernisierung. Zur Rezeption westlichen Denkens in China, Fink, München 1994, 307 S.

In dieser höchst anregenden Habilitationsschrift des Sinologen und Politologen Werner Meißner wird der Frage nachgegangen, unter welchen geistig-kulturellen Voraussetzungen und auf welche Weise seit der Mitte des 19. Jhs. die Rezeption westlichen Denkens durch chinesische Intellektuelle erfolgte. Im Mittelpunkt des Interesses steht dabei der Prozeß des Hin-und-Herschwankens zwischen Ablehnung und Annäherung, der, wie der Autor zu zeigen versucht, häufig zur Herausbildung einer spezifisch chinesischen Abwehrideologie bzw. zu einer selektiven Integration westlichen Denkens in das traditionelle Weltbild führte.

Der Autor unterscheidet insgesamt fünf Phasen der Suche nach einem chinesischen „Sonderweg“ der Modernisierung: 1. Phase (Mitte des 19. Jhs. bis 1895): orthodoxe Rezeption im Zeichen einer sog. partiellen, konservativen Modernisierung; 2. Phase (1895 bis 1911): politische und institutionelle Reformversuche im Rahmen des monarchistischen Systems; 3. Phase (1912 bis 1949): Auseinandersetzung mit allen Aspekten westlichen Denkens, Debatten um die Möglichkeiten einer „Verwissenschaftlichung“ (*kexuehua*) und einer „vollständigen Verwestlichung“ (*quanpan xihua*) der chinesischen Kultur; Herausbildung des Sunyatse-nismus als Staatsideologie, die Kon-

fuzianismus und Elemente des Parlamentarismus in sich vereint; 4. Phase: Staatsorthodoxie des Maoismus, der gegen westlichen Liberalismus und das traditionelle kulturelle Erbe gerichtet ist; 5. Phase (Ende der siebziger Jahre bis zur Gegenwart): Politik der *Vier Modernisierungen* und der vorsichtigen Öffnung gegenüber dem Westen, partielle Modernisierung im Zeichen der Suche nach einer neuen Abwehrideologie gegen den westlichen Liberalismus.

Im Zentrum der Untersuchung stehen jedoch die intellektuellen Auseinandersetzungen in den zwanziger Jahren, speziell die Rezeption des deutschen Neo-Idealismus durch Zhang Junmai (Carsun Chang, 1887-1969), des anglo-amerikanischen Empirismus, Pragmatismus und Liberalismus durch Hu Shi (1891-1962) und Ding Wenjiang (1887-1936) sowie die zwischen diesen Kräften ausgetragene große Kontroverse über Wissenschaft und Lebensanschauung (1923) in China.

Da erstere Rezeption im Zeichen der Revitalisierung des Song- und Mingzeitlichen Neokonfuzianismus erfolgte und die Vertreter der letzteren sich bei ihrer Forderung nach Verwissenschaftlichung auf die sog. Empiristen der Qing-Zeit beriefen, wirft der Autor richtigerweise zunächst einen Blick auf zentrale ethische Kategorien der Neokonfuzianer Zhu Xi (1130-1200) und Wang Yangming (1472-1528). *Meißner* hebt wie viele schon vor ihm hervor, daß im Neokonfuzianismus die Suche nach dem Ordnungsprinzip *li* nicht auf die abstrakte, gesetzmäßige

Wahrheit, nicht auf das Erkennen von Gesetzen im Sinne der modernen Naturwissenschaft unabhängig von der Person, sondern auf das Erkennen des *li* in den Dingen im Sinne eines verstehenden Hineinfühlens gerichtet sei. Damit vollziehe sich gleichzeitig die Einheit des Bewußtseins mit dem *li* und damit die Aufhebung der Trennung des Individuums von der gesellschaftlichen Ordnung. Ethik, Erkenntnis und Handeln fallen im Unterschied zur westlichen Wissenschaft zusammen. Mit Blick auf den Empirismus von Gu Yanwu (1613-1682), Yan Yuan (1635-1704) und Dai Zhen (1724-1777), den Hu Shi und Du Wenjiang auf eine Stufe mit der westlichen Wissenschaft stellen wollten, stellt *Meißner* fest, daß diese Denker keinen wissenschaftlichen Empirismus vertraten, daß die von ihnen geforderte Hinwendung zum Konkreten und zur Quellenkritik der Rückbesinnung auf den wahren Konfuzianismus dienen sollte, keine neue Essenz *ti* in sich barg und somit nicht mit einer „kopernikanischen Wende“ in ihrem Weltbild verbunden gewesen sei.

Im Hauptteil zeigt *Meißner* dann sehr anschaulich, mit welchem Ziel Zhang Junmai, der in Deutschland Philosophie studiert hatte, den Neo-Idealismus von Rudolf Eucken und den Neo-Vitalismus von Hans Driesch als das vermeintlich Beste der westlichen Philosophie aufgreift und mit der traditionellen „spirituellen“ chinesischen Kultur zu einem modernen chinesischen Neokonfuzianismus verbindet. Es sind insbesondere die Auffassungen Euckens über

die sog. deutsche Innerlichkeit, über die angebliche Überlegenheit des „Deutschen Geistes“ gegenüber westeuropäischem Materialismus, Empirismus und Rationalismus, die ihn zu einer Synthese mit der chinesischen Essenz *ti*, d.h. zu einem erneuerten Neokonfuzianismus im Sinne eines moralischen Intellektualismus und ethischen Idealismus gelangen läßt. Dadurch sollte der Weg für eine neue chinesische Kultur frei gemacht werden, die auch unter Bedingungen der Übernahme westlicher Wissenschaft und Technik ihre Eigenständigkeit und Überlegenheit gegenüber Materialismus und anglo-amerikanischem Empirismus bewahren würde. Zu Recht weist Meißner darauf hin, daß dann in den dreißiger Jahren Ideologen im Lager Tschiang Kaischeks, wie z.B. Chen Lifu in der Bewegung „Neues Leben“ in ähnlicher Weise wie Zhang Junmai den deutschen Neo-Idealismus, die Lehre von Henri Bergson und den Neokonfuzianismus zu einem gegen Kommunismus und westlich-demokratische Ideen gerichteten Guomindang-Nationalismus verbanden. Während dieses Konzept sich am zentralistisch-diktatorischen Modell Nazi-Deutschlands orientierte, war Zhang Junmai hingegen vom Modellcharakter der Weimarer Verfassung ausgegangen.

Auf die aufschlußreichen Ausführungen Meißners zur Übernahme der pragmatischen Philosophie von John Dewey durch Hu Shi und des empirischen Sensualismus von Karl Pearson durch Ding Wenjiang kann hier ebenso wenig eingegangen werden wie auf

die Präsentation der Argumente, die Hu und Ding gegen Zhang zur Verteidigung westlicher Wissenschaft vertraten. Hervorzuheben ist aber Meißners Feststellung, daß auch diese helden „Westler“ tief in der chinesischen Kultur verwurzelt waren. Da sie in den o.g. Gelehrten der Qing-Zeit Vorläufer der europäischen Wissenschaften sahen, an die man nur anzuknüpfen brauchte, glaubten sie, auch wenn sie dem Konfuzianismus ablehnend gegenüberstanden, daß die Übernahme der Methodik westlicher Wissenschaft keinen Verlust an geistig-kultureller Identität bedeuten würde.

Die quellenmäßig fundierte Arbeit von Meißner hält eine Fülle von Anregungen und interessanten Thesen bereit, über die es sich lohnt, weiter nachzudenken und zu diskutieren; zumal sie ja nie den Bezug auf die aktuelle Entwicklung Chinas aus dem Auge verliert.

Für den Rezensenten sind es zwei Fragen, die diskussionswürdig sind. Ersten scheint der Autor die Begriffe „nationaler Sonderweg“ und „partielle Modernisierung“ pejorativ als Abwehrkonzepte zu verstehen, die einer „progressiven“ universalen Modernisierung entgegenstehen, die er als „Anwendung der Methode des modernen zweckrationalen Denkens auf der Grundlage der experimentellen Wissenschaft“ definiert, aber auch mit dem westlichen Demokratiemodell in Verbindung bringt. Das legt die Vermutung nahe, daß hier Modernisierung letztlich doch als Verwestlichung gedacht ist. Das gibt aber schon vom Ansatz her nichtwest-

lichen Kulturen zu wenig Raum für eigene (nicht unbedingt partielle) Modernisierungskonzepte und wertet das Streben nach kultureller Identität von vornherein ab als einen gegen die universale Modernisierung gerichteten Anachronismus.

Zum zweiten sollte die Anwendung rationaler Methoden in der Wissenschaft, die ja auch in China längst kein Problem mehr ist, nicht verwechselt werden mit der Übernahme westlicher Philosophien, Wertvorstellungen, Kulturauffassungen usw. Angesichts der Wertekrise in den westlichen Industriedemokratien einerseits und den Modernisierungserfolgen ehemals konfuzianischer Staaten andererseits hat bekanntlich die Diskussion über mögliche alternative, nicht genuin westliche Modernisierungsmodelle neue Nahrung erhalten. Wenn dabei die seit der Renaissance für das moderne westliche Denken typisch gewordene Trennung von Ethik und Wissenschaft wieder aufgehoben werden könnte, müßte man dies nicht unbedingt als Rückschritt ansehen.

Roland Felber

Vincent Duclert, Die Dreyfus-Affäre. Militärwahn, Republikfeindschaft, Judenhaß. Aus d. Franz. von Ulla Biesenkamp. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1994, 155 S.

Die 1994 begonnenen Centenaire-Feiern der Dreyfus-Affäre haben nicht nur in einer großen Ausstellung in Paris und einem neuerlichen wissenschaftlichen Interesse an diesem Schlüsselereignis der jüngeren französischen Geschichte ihren Ausdruck gefunden, sondern bieten auch einen willkommenen Anlaß zu neuen Spekulationen und Interpretationen der Affäre. Diese Debatten zeigen, wie tief die Dreyfusaffäre in der geschichtlichen Erinnerung der Franzosen verwurzelt ist und wie sehr dieses „Trauma“ das öffentliche Bewußtsein der Franzosen bis heute bewegt.

Zu den zahlreichen neuen französischen Veröffentlichungen zur Dreyfus-Affäre gehört das kleine Bändchen von Vincent Duclert, und es ist das Verdienst des Wagenbach-Verlages, mit der Übersetzung eine kurze Geschichte der Affäre für den deutschen Leser vorgelegt zu haben. *Duclert*, zugleich Herausgeber einer umfassenden Bibliographie zur Dreyfus-Affäre, erhebt nicht den Anspruch, neueste Forschungsergebnisse vorzutragen oder Neuinterpretationen der Affäre zur Diskussion zu stellen. Sein knapper Abriß der Ereignisse, der sich nicht primär an ein wissenschaftliches Publikum, sondern an einen breiten, historisch interessierten Leserkreis wendet, will vielmehr einen allgemeinen Über-